

Zeitschrift:	Itinera : Beiheft zur Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte = supplément de la Revue suisse d'histoire = supplemento della Rivista storica svizzera
Herausgeber:	Schweizerische Gesellschaft für Geschichte
Band:	31 (2011)
Artikel:	Grenzen erfahren : räumliche Mobilität in Selbstzeugnissen protestantischer Studenten des 18. Jahrhunderts
Autor:	Füssel, Marian
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1077944

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Grenzen erfahren Räumliche Mobilität in Selbstzeugnissen protestantischer Studenten des 18. Jahrhunderts

Marian Füssel

In der gegenwärtigen akademischen Kultur stellt *Mobilität* eine der zentralen Leitwörtern dar. Manchen gilt sie gar als ein Wert an sich, anderen eher als Last, in jedem Fall zwingt sie zu einer Stellungnahme, und so fragte 2010 beispielsweise die Zeitschrift *Forschung & Lehre*: «Mobilität. Gefordert, gefördert, überschätzt?»¹ Es scheint demnach durchaus angebracht, gerade auch aus historischer Perspektive nach den Entwicklungen und Konjunkturen akademischer Mobilität zu fragen.

In der universitätshistorischen Forschung wird bisweilen der Eindruck erweckt, die studentische Mobilität der mittelalterlichen Bologna-Welt habe nicht erst heute mit der Einführung inkompatibler Bachelor-Studienordnungen ihr Ende gefunden, sondern bereits mit dem Konfessionalisierungs- und Territorialisierungsprozess der Frühen Neuzeit.² So ist von Regionalisierung, Partikularisierung und «geistiger Enge» die Rede; Befunde, die meist durch landesherrliche Verordnungen an die Landeskinder gestützt werden, an den jeweiligen Landesuniversitäten zu studieren.³ Eine Tendenz für deren Ende – wie für das Ende des vorklassischen Universitätszeitalters insgesamt – wieder einmal Wilhelm von Humboldt steht.⁴ Bei näherer Betrachtung erweisen sich jedoch auch die Studenten der Frühen Neuzeit trotz des tendenziellen Abebbens einiger klassischer Migrationswege nach Italien und Frankreich und der konfessionellen Differenzierung der «Bildungslandschaften» des Alten Reiches als immer noch recht mobile soziale Formation.⁵

1 Vgl. das Leitthema von *Forschung & Lehre* 17/2, 2010.

2 Vgl. Hilde de Ridder-Symoens, «Mobilität» in: Walter Rüegg (Hg.), *Geschichte der Universität in Europa*, Bd. 2: *Von der Reformation zur Französischen Revolution (1500–1800)*, München 1996, S. 335–359, hier S. 337.

3 Hans-Werner Prahl, *Sozialgeschichte des Hochschulwesens*, München 1978, S. 118f.; Thomas Ellwein, *Die deutsche Universität. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, Wiesbaden 1997, S. 47f. und S. 76.; Rainer A. Müller, *Geschichte der Universität. Von der mittelalterlichen Universitas zur deutschen Hochschule*, Hamburg 1996, S. 59.

4 Wilhelm von Humboldt, «Über Aufhebung des Verbots, fremde Universitäten zu besuchen, 4. April 1810», in: Ders., *Werke in fünf Bänden*, hg. von Andreas Flitner, Klaus Giel, Bd. 4: *Schriften zu Politik und zum Bildungswesen*, Darmstadt 1969, S. 239f.

5 Vgl. dazu die an «Bildungslandschaften» orientierte Darstellung von Anton Schindling, *Bildung und Wissenschaft in der Frühen Neuzeit 1650–1800*, München 1999.

Gerade in jüngerer Zeit sind verschiedene Versuche unternommen worden, die unterschiedlichen Motive akademischer Migration zu systematisieren.⁶ Neben politisch-administrativen und konfessionellen Gründen ist dabei auch auf die wissenschaftliche Ausstrahlung einzelner Lehrer, die Kostenintensität einzelner Hochschulen, Krieg und Seuchen oder die Rolle von familiären, gelehrten und landsmannschaftlichen Netzwerken hingewiesen worden. Neben diesen allgemeinen Strukturmustern sind jedoch immer auch Mischungsverhältnisse und individuelle, bisweilen eigensinnige Entscheidungen zu berücksichtigen, die sich nur aus einer Nahaufsicht mitteilen. So erfahren wir beispielsweise aus Briefen von Schaffhauser Studenten des 16. Jahrhunderts über die Bemühungen der sogenannten Scholarchen, d.h. lokalen Schulherren, die den Studenten bestimmte Studienorte wie etwa Wittenberg anwiesen.⁷ Ein Student möchte hingegen lieber in Strassburg bleiben und begründet dies ausführlich bis hin zur Ernährungslage in Wittenberg, die – allein aus Speck und Bier bestehend – für seinen sensiblen Magen ungeeignet wäre. Motive, Argumente und Vorwände, die sich zweifellos nur schwer systematisieren lassen.

Mir soll es an dieser Stelle jedoch auch nicht darum gehen, weitere Schneisen in das Dickicht studentischer Migrationsbewegungen und Netzwerkstrukturen zu schlagen, sondern die *peregrinatio academica* vielmehr an einigen exemplarischen Beispielen aus der Nähe zu verfolgen und dabei eine Reihe von räumlichen, rechtlichen, sozialen und kulturellen Grenzüberschreitungen und Schwelldruckerfahrungen zu beschreiben.⁸ Dabei gehe ich von der Annahme aus, dass die Bedeutung kultureller Grenzen gegenüber derjenigen territorial-politischer Grenzen deutlich überwog und auch jenseits prä-nationaler Grenzerfahrungen räumliche Mobilität im Reich Identität und Habitus des einzelnen Studenten nachhaltig prägen konnte.

6 Vgl. etwa Matthias Asche, «‘Peregrinatio academica’ in Europa im Konfessionellen Zeitalter. Bestandsaufnahme eines unübersichtlichen Forschungsfeldes und Versuch einer Interpretation unter migrationsgeschichtlichen Aspekten», in: *Jahrbuch für Europäische Geschichte* 6, 2005, S. 3–33; Stephanie Irrgang, *Peregrinatio academica. Wanderungen und Karrieren von Gelehrten der Universitäten Rostock, Greifswald, Trier und Mainz im 15. Jahrhundert*, Stuttgart 2002.

7 Robert Lang, «Zwei Studentenbriefe aus dem 16. Jahrhundert», in: *Mitteilungen der Gesellschaft für Deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte* 9, 1899, S. 296–304.

8 Zur jüngeren kulturhistorischen Entgrenzung des Grenzbegriffs vgl. für die Frühe Neuzeit Christine Roll (Hg.), *Grenzen und Grenzüberschreitungen: Bilanz und Perspektiven der Frühneuzeitforschung*, Köln/Weimar/Wien 2010; Wolfgang Schmale, Reinhard Stauber (Hg.), *Menschen und Grenzen in der Frühen Neuzeit*, Berlin 1998; Markus Bauer, Thomas Rahn (Hg.), *Die Grenze. Begriff und Inszenierung*, Berlin 1997.

Um eine entsprechende Nahaufsicht auf die Reise- und Grenzwahrnehmung der Studenten des 18. Jahrhunderts zu erhalten, ist es notwendig, neben der Universitätsgeschichtsschreibung auch Impulse aus der in den letzten Jahrzehnten boomenden Reiseforschung aufzunehmen.⁹ Hier hat sich das Interesse bislang vor allem auf die Grand Tour des Adels oder auf die Reisen von Gelehrten konzentriert.¹⁰ Eine Perspektivierung der Reise als kulturelle Praxis kann gerade für die Erforschung studentischer Mobilität aufschlussreich sein, da sie die Überwindung räumlicher Distanz nicht allein als instrumentellen Vorgang begreift, sondern die zahlreichen Erfahrungen, Interaktionssituationen und Deutungsmuster berücksichtigt, in denen sich die zeitgenössische Reisekultur manifestierte. Als Quellen dienen mir dabei zeitgenössische Reiseanleitungen und Studienführer sowie vier sehr ausführliche Selbstzeugnisse von protestantischen Theologiestudenten des 18. Jahrhunderts.¹¹ Diese decken von der Art der Abfassung und Gestaltung ein weites Spektrum ab. Vom Tagebuch beziehungsweise Reisejournal über zwei Lebensbeschreibungen zum privaten Gebrauch bis hin zur zeitgenössisch gedruckten Autobiographie folgen die Texte ganz unterschiedlichen narrativen Strukturen und Vorbildern. Eingedenk entsprechender Eigenheiten konzentriert sich die folgende Analyse jedoch vor allem auf die beschriebenen Praktiken und die Frage nach dem *Wie* akademischer Mobilität.

9 Vgl. als Überblicke Michael Maurer (Hg.), *Neue Impulse der Reiseforschung*, Berlin 1999; Karin Hlavin-Schulze, «*Man reist ja nicht, um anzukommen*». *Reisen als kulturelle Praxis*, Frankfurt am Main etc. 1998; Arnd Bauerländer, Hans Erich Bödeker, Bernhard Struck (Hg.), *Die Welt erfahren. Reisen als kulturelle Begegnung von 1780 bis heute*, Frankfurt am Main etc. 2004.

10 Simone Giese, *Studenten aus Mitternacht. Bildungsdeal und peregrinatio academica des schwedischen Adels im Zeichen von Humanismus und Konfessionalisierung*, Stuttgart 2009; Gerlinde Huber-Rebenich, Walther Ludwig (Hg.), *Frühneuzeitliche Bildungsreisen im Spiegel lateinischer Texte*, Weimar 2007; Rainer Babel (Hg.), *Grand Tour. Adeliges Reisen und europäische Kultur vom 14. bis zum 18. Jahrhundert* (Beihefte der Francia, H. 60), Ostfildern 2005; Mathis Leibetseder, *Die Kavalierstour. Adlige Erziehungsreisen im 17. und 18. Jahrhundert*, Köln etc. 2004; Antje Stannek, *Telemachs Brüder. Die höfische Bildungsreise des 17. Jahrhunderts* (Geschichte und Geschlechter, Bd. 33), Frankfurt am Main etc. 2001; Jörg Jochen Berns, «*Peregrinatio academica und Kavalierstour: Bildungsreisen junger Deutscher in der Frühen Neuzeit*», in: Conrad Wiedemann (Hg.), *Rom – Paris – London: Erfahrung und Selbsterfahrung deutscher Schriftsteller und Künstler in den fremden Metropolen. Ein Symposium* (Germanistische Symposien. Berichtsbände, Bd. 8), Stuttgart 1988, S. 155–181; Jeremy Black, *France and the Grand Tour*, Basingstoke etc. 2003; zur Gelehrtenreise vgl. Hans Erich Bödeker, «‘Sehen, hören, sammeln und schreiben’. Gelehrte Reisen im Kommunikationssystem der Gelehrtenrepublik», in: *Paedagogica Historica* 38, 2002, S. 504–532.

11 Zur Quellenproblematik von akademischen Selbstzeugnissen vgl. Marian Füssel, «*Selbstzeugnisse*», in: Ulrich Rasche (Hg.), *Quellen zur frühneuzeitlichen Universitätsgeschichte*, Wiesbaden 2011 (im Druck).

1. Richtig reisen und ordentlich studieren: Akademische Apodemik und Hodegetik

Existierte für das richtige Reisen in der Frühen Neuzeit in Gestalt der sogenannten Apodemik eine eigene Gattung von Anleitungsliteratur,¹² so gab es auch speziell für die Reisen von Gelehrten und Studenten eine Vielzahl von Kompendien, die Hinweise und Regeln für die *peregrinatio academica* enthielten.¹³ Über die richtigen Studienziele unterrichteten ferner hodegetische Schriften, die als regelrechte Studienführer sowohl über einzelne Hochschulorte und deren Eigenarten wie über die verschiedenen Erfordernisse des Studiums und das Leben in der Fremde informierten.¹⁴ In vielen Fällen überschnitten sich die Anleitungen beider Genres, so enthalten beispielsweise manche Studienführer auch Hinweise zum richtigen Reisen. In Johann Christian Ficks Studienführer von 1797 werden unter der Rubrik «Was in Hinsicht der übrigen Ausrüstung und Reise auf die Universität zu bemerken ist» dreizehn Punkte abgehandelt: 1) Wäsche, 2) Kleidung, 3) Bettzeug, 4) Bücher, 5) Geld/Wechsel, 6) Empfehlungen, 7) Pakete/Briefe/Aufträge, 8) Vorsicht beim Zimmer mieten lassen, 9) Vorlesungsbeginn kennen, 10) Studienbeginn im Frühjahr oder Herbst?, 11) Welche Universität wählen?, 12) Hofmeister, 13) die Reise.¹⁵ Zur eigentlichen Reise heißt es, dass der Weg zur Universität für viele «Jünglinge» die «erste Reise ihres Lebens» sei und ihnen die wichtigsten «Klugheitsregeln auf Reisen» gänzlich unbekannt wären. Als wichtigste dieser Regeln wird die Vorsicht gegenüber der Gesellschaft der Mitreisenden eingeschärft, denn schlechte Bekanntschaften könnten den angehenden Studenten «auf der Universität in alle Arten von Ausschweifungen» stürzen. Auch wird angeraten, die Reise an die Universität zu Fuß zu machen und die Koffer mit Fuhrleuten vorauszuschicken, «weil ihnen dies in ieder Hinsicht von vielen Nutzen seyn» könne: «Sie stärken dabei ihren Körper, ersparen Geld, und können die Reise mit größerem Vortheil für ihre Kenntnisse machen.»¹⁶

12 Justin Stagl, *Eine Geschichte der Neugier. Die Kunst des Reisens 1550–1800*, Wien etc. 2002 sowie ders., *Apodemiken. Eine räsonnierte Bibliographie der reisetheoretischen Literatur des 16., 17. und 18. Jahrhunderts* (Quellen und Abhandlungen zur Geschichte der Staatsbeschreibung und Statistik, Bd. 2), Paderborn etc. 1983; Uli Kutter, *Reisen – Reisehandbücher – Wissenschaft: Materialien zur Reisekultur im 18. Jahrhundert; mit einer unveröffentlichten Vorlesungsmitschrift des Reisekollegs von A. L. Schrözer vom WS 1792/93 im Anhang*, Neuried 1996.

13 Eine Bibliographie zur akademischen Reiseliteratur findet sich bei Wilhelm Erman, Ewald Horn (Hg.), *Bibliographie der deutschen Universitäten. Systematisch geordnetes Verzeichnis der bis Ende 1899 gedruckten Bücher und Aufsätze über das deutsche Universitätswesen*, Bd. 1: Allgemeiner Teil, Leipzig 1904, S. 375–382: «17.18 Peregrinatio Academica».

14 Ebd., S. 288–332: «17.3 Methode des Studiums und des Unterrichts. Hodegetische und paränetische Schriften».

15 Johann Christian Fick, *Der treue Führer auf der akademischen Laufbahn für Jünglinge*, Erlangen 1797, S. 32–52, zur Reise, S. 49–52; vgl. auch [Carl Friedrich Bahrdt], *Moralische Thermometer, Barometer und Fernröhre für der Theologie, Jurisprudenz und Medicin sich widmende Jünglinge auf Schulen und Universitäten*, Breslau [ca. 1790]; Carl Heun, *Vertraute Briefe an alle edelgesinnte Jünglinge die auf Universitäten gehen wollen*, 2 Bde., Leipzig 1792, Bd. 1, S. 28–38.

16 Ebd., S. 50.

Die meisten Studienführer sind sich einig darin, dass es ratsam sei, mehrere Universitäten zu besuchen, wenn einem rechtlich und finanziell die Möglichkeit dazu gegeben ist.¹⁷ Die mercantilistische Doktrin, möglichst wenig Geld ausser Landes zu lassen und deshalb auch die Studierenden im eigenen Territorium zu halten, konterte ein Leipziger 1749 mit kaufmännischen Analogien, um zu begründen «Daß es höchstlöblich sey, wenn ein junger Mensch mehr als eine hohe Schule besucht».¹⁸ Denn so «knöthig einem Handelsmanne die Bekanntschaft in fremden Ländern ist, eben so nöthig ist sie einem Gelehrten, mit seines gleichen».¹⁹ Der reisende Student «bekommt viel Einsicht und Erfahrung, und darf doch keine Stunde seinem Fleiße abbrechen. Und darinn besteht der Vorzug vor den Reisen».²⁰ Nicht nur Erfahrung und Menschenkenntnis bringt das akademische Reisen, sondern – ganz modern – auch Netzwerke und Beziehungen: «Kurz wir erwerben uns durch die Besuchung unterschiedener Universitäten Geschicklichkeit, Freunde und Gönner».²¹ Bereits hier wird deutlich, dass die räumliche Mobilität der Studierenden eine hochgradig mit sozialen Bedeutungen und normativen Regeln aufgeladene Praxis darstellte, die sich mit Immatrikulationsfrequenzen allein kaum fassen lässt.

2. Johann Christian Müller und Jacob Ludwig Schellenberg

Wie sich der Weg eines angehenden Studenten an seinen Studienort Mitte des 18. Jahrhunderts gestaltete, schildern uns in aller denkbaren Ausführlichkeit der Stralsunder Pfarrer Johann Christian Müller (1720–1772) und der Nassauische Pfarrer Jacob Ludwig Schellenberg (1728–1808) in ihren Autobiographien.²² Im September 1739 verliess Müller seine Heimatstadt Stralsund und begab sich zum Studium ins 500 Kilometer entfernte Jena, ein Vorgang, der sich in seiner Rückschau wie ein formvollendeteter *rite de passage* liest. Allein das Abschiednehmen

17 Johann Christoph König, *Akademisches Lehrbuch für studirende Jünglinge aus allen Fakultäten*, Nürnberg 1785, S. 193–196.

18 Johan Wilhelm Steinauer, «Daß es höchstlöblich sey, wenn ein junger Mensch mehr als eine hohe Schule besucht. Bey dem Abzuge Hrn. Carl Gottfried Beuchs, von der hohen Schule zu Leipzig [...]», in: *Neue Proben der Beredsamkeit welche [...] unter der Aufsicht [...] Prof. Gottsches abgelegt worden [...]*, Leipzig 1749, S. 161–173.

19 Ebd., S. 165.

20 Ebd., S. 164.

21 Ebd., S. 166.

22 Johann Christian Müller, *Meines Lebens Vorfälle & Neben-Umstände. Teil 1: Kindheit und Studienjahre (1720–1746)*, hg. von Katrin Löffler, Nadine Sobirai, Leipzig 2007; Jacob Ludwig Schellenberg, *1728–1808: Autobiographie eines nassauischen Pfarrers*, 1868 als Privatdr. von Carl August Emil Schellenberg bearb. u. verl., neu hg. und um ein Inhaltsverz. sowie Personen- und Ortsreg. erw., Taunusstein 1989. Ein ganz ähnliches Bild von Reise und Studienbeginn in Halle 40 Jahre später entwirft Johannes Demandt, *Johannes Daniel Falk. Sein Weg von Danzig über Halle nach Weimar (1768–1799)*, Göttingen 1999, S. 110–121.

Müllers bei «denen Herren Scholarchen, des Ministerii, des Raths, einiger aus der Kaufmannschaft» sowie «bei denen Gönnern, Freunden und Bekannten» seines Vaters nahm volle acht Tage in Anspruch. Auch von seiner Haarpracht musste er sich verabschieden, so kam am letzten Tag «der Perruquenmacher mit 2 neuen Perruquen» und schnitt die Haare ab, die er «bis dahin mit so vieler Sorgfalt gewartet hatte». ²³ Es folgten wechselseitige Gaben und tränenreiche Abschiede von der Familie, die ihm einige schriftliche Anweisungen zum künftigen Lebenswandel mit in den Koffer gelegt hatten. ²⁴ Mit der Postkutsche ging es dann über Rostock, Güstrow und Leipzig innerhalb von zehn Tagesreisen nach Jena. ²⁵

Neun Jahre später im April 1748 brach Schellenberg aus dem Hessischen zur Universität Halle auf. Seine Reise gestaltete sich als wahrer Alptraum, da er sich den ganzen Weg lang übergeben musste und schliesslich in seinen Kleidern wie ein Paket verschnürt zwischen den Bänken auf dem Boden der Kutsche reiste. Damit besuchten die beiden angehenden Theologen die zwei zu dieser Zeit am stärksten frequentierten Universitäten des Reiches, mit Halle an der Spitze und Jena auf Rang zwei, gefolgt von Leipzig und Göttingen. ²⁶

Als Müller an einem Samstagabend in Jena ankam, wurde er zunächst von «älteren Burschen» empfangen, die ihm ein Quartier anboten, was er jedoch, von entsprechenden Kommilitonen bereits gewarnt, ablehnte. In aller Eile suchte der Neuankömmling nun Landsleute in Jena auf, die ihm helfen sollten, noch am gleichen Abend ein Zimmer zu beziehen. Dies gelang in letzter Minute, und Müller erhielt Quartier im Hause des Professors Johann Gottfried Tympe. ²⁷

23 Müller, *Vorfälle* (wie Anm. 22), S. 41. Zur Geschichte von Haartracht und Perücke vgl. Jochen Luckhardt, Regine Marth (Hg.), *Lockenpracht und Herrschermacht: Perücken als Statussymbol und modisches Accessoire: Ausstellung im Herzog-Anton-Ulrich-Museum Braunschweig, 10. Mai bis 30. Juli 2006*, Leipzig 2006; sowie allg. Christian Janecke (Hg.), *Haar tragen. Eine kulturwissenschaftliche Annäherung*, Köln etc. 2004; Maria Jedding-Gesterling, Georg Burtscher (Hg.), *Die Frisur. Eine Kulturgeschichte der Haarmode von der Antike bis zur Gegenwart. Veranschaulicht an Kunstobjekten der Sammlung Schwarzkopf und internationaler Museen*, München/Hamburg 1988.

24 Die Bedeutung des Abschieds bestätigen auch zeitgenössische Stammbuchmalereien, vgl. die Gouache von 1777 in Werner Taegert, *Edler Schatz holden Erinnerns. Bilder in Stammbüchern aus vier Jahrhunderten*, Bamberg 1995, S. 117. Als Beispiele für väterliche Studienanleitungen vgl. Edmund Kelter (Hg.), *Ein Jenaer Student um 1630 (Eberhard von Todewarth). Eine Jubiläumsausgabe zur Universitätsfeier*, Jena 1908; Max Schneider, «Eine väterliche Instruktion für den Universitätsbesuch aus dem XVII. Jahrhundert», in: *Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts* 1, 1911, S. 39–46.

25 Klaus-Dieter Beyrer, *Die Postkutschenreise. Geschichtlicher Wandel, soziale Dokumentation und literarische Wirkung des Postreiseverkehrs im Deutschland des 18. und frühen 19. Jahrhunderts*, Tübingen 1985.

26 Franz Eulenburg, *Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart*, Leipzig 1904, S. 146–149, 153, 162–165.

27 Johann Gottfried Tympe (1699–1768), Professor für orientalische Sprachen, vgl. *Allgemeine Deutsche Biographie* (ADB), Bd. 39, 1895, S. 53.

Auch hier weniger glücklich gestaltete sich die Reise Schellenbergs nach Halle, der in Jena Station machte und dabei als Hesse gleich zu einem «Hospitium» Darmstädter Kommilitonen gedrängt wurde, das heisst einem Trinkgelage mit exzessivem «Gesundheitstrinken». ²⁸ Die Darmstädter lagen mit den Nassauern offenbar im Streit und wollten dem angehenden Studenten nun derbe mitspielen. ²⁹

Am Studienort angekommen, erhielten beide Studenten von ihren Landsleuten mehr oder weniger nützliche Ratschläge. ³⁰ Der Müller behilfliche Landsmann Hermann Albert Sledanus empfahl ihm, nicht alle Menschen gleich zu grüssen, sondern «seinen Huth sitzen» zu lassen, «weil man ihn ansonsten als einen Fuchs oder neuen Ankömmling ansehen würde». Sodann wiesen ihn seine Landsleute darauf hin, seine Kleidung «nach der dasigen Mode einrichten zu lassen», damit er «an dem Ausländischen Aufzuge nicht als Ankömmling erkannt» würde. ³¹ Auch seine nagelneuen Perücken mussten sogleich gegen Aufpreis für zwei «Peitsch Perücken» eingetauscht werden. Damit ergibt sich wieder eine Parallel im Schicksal Schellenbergs: auch er hatte sich gleich nach seiner Ankunft in Halle die Haare abgeschnitten und eine Perücke aufgesetzt, «weil sich kein Student öffentlich [ohne] durfte sehen lassen, wenn er nicht verspottet seyn wollte». Doch als er nun die Aufnahme in die Franckeschen Stiftungen beantragte, wurde ihm gerade sein neues, gepflegtes Äusseres zum Nachteil ausgelegt, und der ihn begutachtende Pastor Weiße echauffierte sich «Herr Schellenberg, Herr Schellenberg! [...] eine Perücke mit so vielem Puder, dass ein armes Kind von diesem Mehl hätte können gesättigt werden». ³² Sich adäquat auf den vestimentären Code vor Ort einzustellen war mehr als eine Frage der Mode, das soziale Ansehen und die persönliche Ehre standen

28 Auch Laukhard wird 1776 in Jena direkt von Pfälzer Landsleuten in Beslag genommen, vgl. Friedrich Christian Laukhard, *Leben und Schicksale*. Fünf Theile in drei Bänden, Erster Theil, Halle 1792 (Ndr. Frankfurt am Main 1987), Bd. 1, Theil I, S. 190ff.

29 Beide Gruppen gehörten wohl zu den sogenannten Mosellanern, einer Landsmannschaft, die sich aus Territorien im Südwesten des Reiches zusammensetzte wie u.a. Elsass, Baden, Nassau, Schwaben, Hessen, Pfalz und Zweibrücken.

30 Zum Phänomen der studentischen Landsmannschaften vgl. Rainer A. Müller, «Landsmannschaften und studentische Orden an deutschen Universitäten des 17. und 18. Jahrhunderts», in: Harm-Hinrich Brandt, Matthias Stickler (Hg.), *'Der Burschen Herrlichkeit'. Geschichte und Gegenwart des studentischen Korporationswesens*, Würzburg 1998, S. 13–34; Wolfgang Hardtwig, «Zwischen Gilde und Freundschaftsbund. Die studentische Landsmannschaft in der Frühen Neuzeit», in: ders., *Genossenschaft, Sekte, Verein. Geschichte der freien Vereinigung in Deutschland*, Bd. 1: *Vom Spätmittelalter bis zur Französischen Revolution*, München 1997, S. 44–55; Stefan Brüdermann, *Göttinger Studenten und akademische Gerichtsbarkeit im 18. Jahrhundert*, Göttingen 1990, S. 217–218; Wilhelm Fabricius, *Die Studentenorden des 18. Jahrhunderts und ihr Verhältniß zu den gleichzeitigen Landsmannschaften. Ein kulturgeschichtlicher Versuch*, Jena 1891, speziell zu Jena vgl. auch Michael Heinz, *Studentische Landsmannschaften und Studentenorden am Ende des 18. Jh. in Jena. Konflikte zu Beginn des modernen deutschen Verbindungswesens*, Saarbrücken 2008.

31 Schellenberg, *Autobiographie* (wie Anm. 22), S. 54.

32 Ebd., S. 59.

für jeden Neuankömmling auf dem Spiel.³³ So rieten auch die zeitgenössischen Studienführer beispielsweise:

«Hierbei muß ich aber denenienigen, welche vom Lande, kleinen Landstädten, oder von Gegenden herkommen, wo man vielleicht noch zwanzig Jahre in der Mode zurück ist, ratthen, dass sie lieber das Tuch und Zubehör zu Kleidern ungemacht mitnehmen; und auf der Universität machen lassen, als dass sie durch ihren ausgezeichneten Anzug der Gegenstand des Gespöttes und Gelächters werden. Mancher zieht sich durch seine altmodische abstechende Kleidung gleich beim ersten Eintritt im Kreise seiner Komilitonen ihren Spott zu, und muß ihnen dann Zeit seiner ganzen akademischen Laufbahn dazu dienen. Eben derselbe würde sich in einem andern Kleide gleich ihre Achtung erworben, und keine lächerliche Idee erregt haben.»³⁴

Nachdem sich Müller in Jena um Unterkunft, regelmässige Verpflegung und neue Ausstattung gekümmert hatte, begab er sich am folgenden Montag zum Depositor, um sich der Deposition, dem gewaltsamen Einsetzungsritual junger Studenten zu unterziehen, was zu dieser Zeit jedoch nur noch aus einem symbolischen Zeigen der Instrumente und einer Gebührenzahlung bestand. Auch Schellenberg sollte diesen Vorgang später ausführlich beschreiben.³⁵ Anschliessend erfolgte die Immatrikulation als 79ster von 240 Studenten dieses Wintersemesters beim Prorektor Hofrath Teichmeier.³⁶ Dem angehenden Studenten wurden nun seine Pflichten erläutert und nach erfolgter Eidesleistung die Universitätsgesetze, Statuten und eine Immatrikulationsbescheinigung ausgehändigt.³⁷ Nach einer Art Studienberatung bei seinem Vermieter Prof. Tympe beginnt Müller zwei Wochen später bei Vorlesungsbeginn,

33 Zur distinktiven Dynamik studentischer Mode im 18. Jahrhundert am Beispiel Göttingens vgl. Gudrun Schwibbe, *Wahrgenommen. Die sinnliche Erfahrung der Stadt*, Münster etc. 2002, S. 254–269, zur Anpassung an die Mode am Studienort insbes. S. 260f. Als älteren Überblick zur studentischen Kleidung vgl. Hermann Mitgau, «Die Studententrachten», in: *Das akademische Deutschland*, Bd. 2: *Die deutschen Hochschulen und ihre akademischen Bürger*, Berlin 1931, S. 135–154.

34 Fick, *Führer* (wie Anm. 15), S. 33.

35 Müller, *Vorfälle* (wie Anm. 22), S. 57f., Schellenberg, *Autobiographie* (wie Anm. 22), S. 52f.; zum Initiationsritual der Deposition vgl. Marian Füssel, «Riten der Gewalt. Zur Geschichte der akademischen Deposition und des Pennalismus in der frühen Neuzeit», in: *Zeitschrift für historische Forschung* 32/4, 2005, S. 605–648, zum Übergang zur Gebühr hier S. 633–635; speziell zu Jena vgl. Stefan Wallentin, *Fürstliche Normen und akademische «Observanzen». Die Verfassung der Universität Jena 1630–1730*, Köln etc. 2009, S. 292–295.

36 Hermann Friedrich Teichmeyer (1685–1744), Professor für Experimentalphysik, Medizin und Botanik, vgl. ADB, Bd. 37, 1894, S. 542f.; Otto Köhler (Bearb.), *Die Matrikel der Universität Jena*, Bd. 3: *1723 bis 1764*, Halle 1971, S. 345.

37 Dieser Ablauf hielt sich in Jena ebenso wie die Bezeichnung des Depositors bis weit in das 19. Jahrhundert, vgl. dazu etwa das Tagebuch von Ottmar Rommel von 1821: «Ich meldete mich am anderen Tage beim Depositor, und wurde dann vor den Senat zitiert, wo ich auf die Gesetze, welche mir früher eingehändigt worden waren, dem Prorektor angeloben musste, sie zu halten. Für die Inskription und für die Matrikel, welche mir eingehändigt wurde, wodurch der Student das akademische Bürgerrecht erhält, mußte ich ungefähr sieben Reichstaler bezahlen.» Birgitt Hellmann, Petra Weigel (Hg.), *Mein erstes Semester in Jena. Ottmar Rommels Tagebuchaufzeichnungen aus dem Winter 1821/22 mit Federzeichnungen von Rudolf Beck*, Jena 1991, S. 7f.

probeweise verschiedene Collegia zu hören und sich ein Bild von den akademischen Lehrern zu machen.

Die Grenzüberschreitung von Stralsund nach Jena war demnach nicht nur eine räumliche, sondern vor allem eine kulturelle, die Müller mit einer komplett neuen standeskulturellen Identität versah. Charakteristisch sind dabei der starke Rückhalt in landsmannschaftlichen Kontakten sowie der Versuch, sich möglichst rasch so an seine neue Umwelt anzupassen, dass man nicht mehr als Neuling erkannt wurde. Ein berechtigtes Bemühen, vergegenwärtigt man sich den gängigen Umgang mit studentischen Neuankömmlingen. Zunächst im Rahmen des Pennalismus, später als sogenannte Füchse konnten die «Ankömmlinge» nicht nur brutal drangsaliert und ausgenommen, sondern auch in längerfristige Abhängigkeitsverhältnisse gedrängt werden.³⁸ Ihrer hohen sozialen Bedeutung entsprechend war die Ankunft der neuen Studenten im 18. Jahrhundert ein beliebtes Bildmotiv in studentischen Stammbüchern. Diese im Queroktav gehaltenen Sammelmedien enthielten meist prosaformige Texteinträge von Freunden und hochgestellten Personen, die oft zu besonderen Anlässen, häufig dem Verlassen des Studienortes, erfolgten. Als besonderer Gunstbeweis galt ein Bildgeschenk, das meist ein Motiv aus dem Burschenleben zeigte³⁹ (Abb. 1).⁴⁰ Wie wenig herzlich die Begrüssung der neuen Studenten im 18. Jahrhundert ablaufen konnte, zeigen die Erinnerungen eines norwegischen Studenten an seine Ankunft an der Universität Helmstedt im Jahr 1735:

«Es war unser Glück, dass wir von Braunschweig aus Extrapost genommen hatten und zwei Stunden nach der gewöhnlichen Fahrpost nach Helmstädt kamen; sonst hätten wir nämlich dieselben Verhöhnungen auszustehen gehabt, wie die anderen, welche sich im gewöhnlichen Postwagen befanden; die Studenten verfolgten diesen Wagen nämlich vom Stadttor bis zum Posthaus mit Scheltworten und Geschrei und warfen nach den Reisenden mit Steinen.»⁴¹

Die Furcht vieler Studienanfänger, als Fuchs behandelt zu werden, ist auch bei Müller ausgeprägt:

38 Füssel, «Riten der Gewalt» (wie Anm. 35), S. 626–631.

39 Vgl. die Bilder aus den Jenaer Stammbüchern von Johann Carl Wilhelm Voigt (Eintragungen 1773–1783) und Johann Gottlieb Immanuel Schneider (Eintragungen 1782–1785), in: Ursula Dittrich, Hans Henning (Hg.), *In Jene lebt sich's bene. Aus Jenaer Studenten-Stammbüchern*, Jena 1987, Tafel 2 und Tafel 16. Zur kulturellen Bedeutung von Stammbuchbildern vgl. Marian Füssel, «Devante Vor-Bilder? Studentische Stammbuchbilder als Repräsentationen standeskultureller Ordnung», in: Anna-Maria Blank, Vera Isaiasz, Nadine Lehmann (Hg.), *Bild – Macht – UnOrdnung. Visuelle Repräsentationen zwischen Stabilität und Konflikt* (Eigene und Fremde Welten), Frankfurt am Main 2011 (im Druck).

40 Abb. aus: Stammbuch des Johann Bernhard Wilhelm Sternberger aus Meiningen, Jena, Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek, Stb. 90, 2 Bde., Faks. Ausg. und Kommentarbd. von Joachim Ott, Gera 2004, S. 159.

41 Thomas Otto Achelis, «Erinnerungen eines norwegischen Studenten an die Universität Helmstedt 1735», in: *Braunschweigisches Magazin* 1927, S. 9–11, hier S. 10.

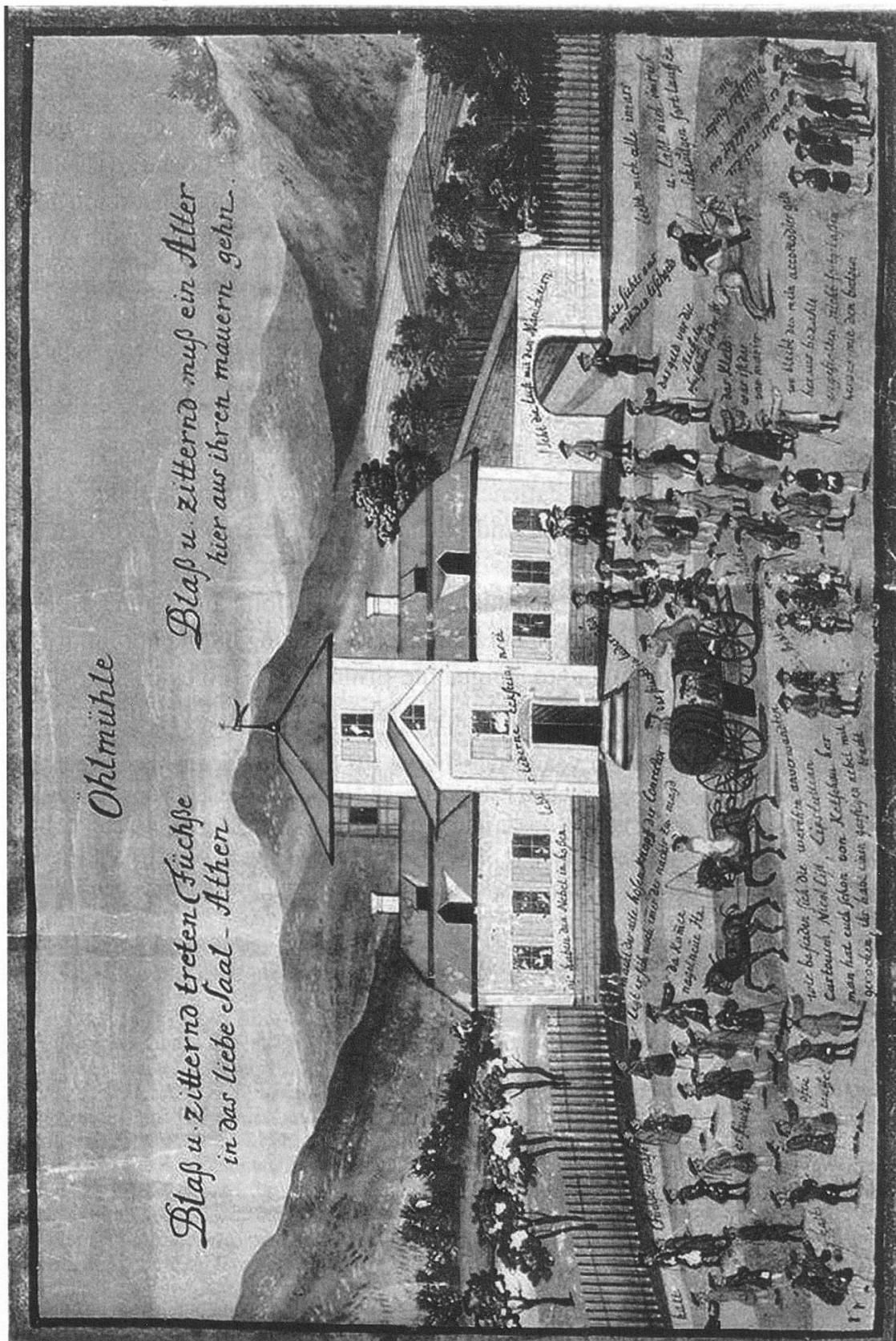


Abbildung 1. Ankunft der Füchse in Jena, Gouache aus dem Stammbuch von Johann Bernhard Wilhelm Sternberger, Jena 1773f.

«Ich ging in diesem ersten halben Jahr wenig aus, als nur nach dem Collegio, weil ich den Namen eines Fuchses scheuete. Daher ging ich öfters in der Einsamkeit der Schwermuth nach. Es kann seyn daß ich auch hir das Heimweh gefühlet; doch beunruhigte mich bei einer zärtlichen Sorgfalt für meine Ältern und Geschwister insonderheit mein künftiges Schicksal.»⁴²

Dass jedoch auch vom Elternhaus erwartet wurde, dass in der Ferne eine Art von Persönlichkeitsbildung erfolgte, macht ein Brief von Müllers Vater deutlich, der schreibt: «Du bist, Gott Lob! schon ein halb Jahr in der Frembde gewesen, in der Zeit kann man schon in vielen Stücken ein wenig dreister und beherzter auch gewitzter werden.»⁴³ Nach einem bis anderthalb Jahren war Müller weitgehend in die studentisch-burschikose Kultur der Devianz integriert; anlässlich seiner aktiven Beteiligung an den obligatorischen Unruhen nach einem Rektoratswechsel vermerkt er selbst: «Ich war nunmehr schon ein bisgen dreist geworden.»⁴⁴ Ganz anders Schellenberg, der 1749 bei einem grossen Zusammenstoss zwischen Studenten und Militär auf Distanz zu bleiben versuchte. Zwar mied Müller Prostituierte, was ihm in Jena offenbar leichter fiel als in Leipzig, jedoch wurde er in zwei Duelle verwickelt, auf die in Leipzig später noch ein drittes folgte.⁴⁵ Auch wenn er jede Verantwortung dafür von sich wies, so zeigt es doch, wie sehr er in den sich «schlagenden» Teil der Studentenschaft integriert war. Immer wieder bekundet der spätere Pfarrer seine Distanz zu den Exzessen seiner Kommilitonen, gleichwohl war er teilnehmender Beobachter eines ständischen Milieus, in dem die rechtliche Grenzüberschreitung zur Normalität gehörte.⁴⁶ Bei seinen Freunden und Bekannten handelte es sich fast ausschliesslich um Landsmänner, die innerhalb der studentischen Landsmannschaften stets einen besonderen Zusammenhalt pflegten. Auch Schellenberg verkehrte mit Landsleuten, pflegte jedoch einen gänzlich anderen Lebensstil, zunächst anderthalb Jahre in den Frankeschen Stiftungen lebend, dann als Präceptor des Sohnes eines Hallenser Küsters angestellt, verhielt er sich stets sparsam und bewegte sich am Existenzminimum.⁴⁷

42 Müller, *Vorfälle* (wie Anm. 22), S. 72.

43 Ebd., S. 56.

44 Ebd., S. 156.

45 Ebd., S. 171–177.

46 Vgl. Marian Füssel, «Devianz als Norm? Studentische Gewalt und akademische Freiheit in Köln im 17. und 18. Jahrhundert», in: *Westfälische Forschungen* 54, 2004, S. 145–166.

47 Zu den Lebenshaltungskosten in Halle vgl. Heinrich Bosse, «Studien- und Lebenshaltungskosten Hallischer Studenten», in: Notker Hammerstein (Hg.), *Universitäten und Aufklärung* (Das 18. Jahrhundert. Supplementa, Bd. 3), Göttingen 1995, S. 137–158. Zu den Studienbedingungen in Halle vgl. allg. auch Konrad Glatzer, *Aus der Geschichte der Universität Halle. Die Gründung der Friedrichs-universität und ihre Geschichte bis zur Vereinigung mit der Universität Wittenberg; nebst einer Darstellung des studentischen Lebens in Halle bis zu den deutschen Freiheitskriegen*, Leipzig-Reudnitz 1895.

Weitere kulturelle Grenzüberschreitungen, die Müller in Jena vornahm, waren wiederholte Reisen ins katholische Erfurt.⁴⁸ Eine Beschäftigung, die er wohl mit einigen seiner Kommilitonen teilte, die einem regelrechten Konfessionstourismus nachgingen.⁴⁹ Dort besuchte er die Fronleichnamsprozession, katholische Kirchen und Messen sowie die Klöster der verschiedenen Orden. Er hielt seine Erfahrungen akribisch und neutral fest, lediglich einige direkte konfessionelle Attacken in Predigten stiessen ihm übel auf. Der wohlhabende Müller, der selbst lieber nach Tübingen gewechselt wäre, zog, als der vom Vater verordnete Wechsel des Studienorts anstand, nach Leipzig, da ihm sein Vater angeblich wegen der Wirren des österreichischen Erbfolgekriegs von einer Reise nach Schwaben abriet. In Leipzig schaffte es Müller dann nach einiger Zeit, auf Distanz zum ausschweifenden Teil der Studentenschaft zu gehen, indem er seinen Zimmerkollegen wechselte. Statt der Gemeinschaft mit dem vorigen, allen Lustbarkeiten sehr zugetanen juristischen Kommilitonen bekam er nun mit Philipp Wilhelm Gercken einen bereits mit der Hallenser Arbeitsethik sozialisierten Zimmernachbarn, der seinen Lebensstil offenbar in geordnete Bahnen zu lenken half:

«Dieser Mensch war umgänglich, und kein Feind des Vergnügens, allein dabei von einem ernsthaften Wesen, und begierig etwas zu lernen, wie er denn auch schon einige Jahre zu Halle studiret hatte. Mit diesem konnte ich mich ganz anders vergleichen, und wir lebten zusammen, als ob wir Brüder gewesen wären. Er war gleichfalls, wie Mr. St., ein Juriste, aber ein solcher, der sich bestrebte, dereinsten seinem Vaterlande als ein rechtschaffener Mann zu dienen. Wir warteten unsere Collegia ordentlich ab, wir studirten fleißig mit einander, wir theilten auch unser Vergnügen unter einander.»⁵⁰

Zu Ostern 1744 erhält Müller dann von seinem Vater die Aufforderung, sein Studium in Leipzig zu beenden und über Hamburg (wo einer seiner Brüder wohnte) nach Hause zu fahren. Besonders nachdrücklich schildert Müller seine Empfindungen bei der Rückkehr in die Heimat:

«Man kann sich leicht vorstellen was vor Empfindungen sich bei mir müssen geäußert haben, da ich die pommerschen Gräntzen erreichte, meiner Vaterstadt und den Meinigen immer näher kam. So bald ich nur das liebe Stralsund konte liegen sehen, verspürte ich eine besondere Freude. Alle Örter, außer Hamburg, die ich auf meiner Reise von Leipzig gesehen, Lübeck nicht ausgenommen, kamen mir als Todt vor, hingegen hir war alles lebendig und volckreich.»⁵¹

48 Müller, *Vorfälle* (wie Anm. 22), S. 119–138.

49 Vgl. z.B. Karl Graf von Zinzendorf, *Aus den Jugendtagesschriften: 1747, 1752 bis 1763*. Nach Vorarbeiten von Hans Wagner hg. und kommentiert von Maria Breunlich, Wien etc. 1997, S. 139f. und S. 168f. Zur narrativen Tradition solcher Erfahrungen vgl. auch Dorothea Nolde, «Andächtiges Staunen – Ungläubige Verwunderung. Religiöse Differenzerfahrungen in französischen und deutschen Reiseberichten der Frühen Neuzeit», in: *Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte* 33/2, 2006, S. 13–34.

50 Müller, *Vorfälle* (wie Anm. 22), S. 223f.

51 Ebd., S. 310.

Schellenberg, der seine Abschiedsszenen ähnlich ausführlich dokumentiert wie Müller, hatte für entsprechende Eindrücke keinen Raum, da er vor allem um seine Gesundheit während der beschwerlichen Kutschfahrt besorgt war.

Der Vergleich beider Selbstzeugnisse fördert trotz aller Unterschiede im sozialen Status und der lokalen Kultur des Studienortes einige Gemeinsamkeiten zu Tage. Der landsmannschaftliche Zusammenhalt in der Fremde bot sowohl Chancen wie Risiken, gegenseitiger Hilfe und Unterstützung auf der einen Seite stand die Abhängigkeit vom jeweiligen Komment auf der anderen gegenüber. In jedem Fall wurde damit das Zugehörigkeitsgefühl zu einer regionalen Identität enorm bestärkt, so dass bereits zwischen Hessen und Nassau deutliche Grenzziehungen erfolgen konnten. Für beide Studenten der Theologie bedeutete der Aufenthalt in der Universitätsstadt eine enorme Herausforderung in Fragen des Lebensstils, der sich beide in unterschiedlicher Konsequenz stellten. In Jena, dem mitteldeutschen Zentrum des rauen, burschikosen Habitus fiel es Müller wesentlich schwerer, nicht *mitzumachen* als Schellenberg im pietistischen Halle.

3. Friedrich Christian Laukhard und Philipp Heinrich Patrick

Am Beispiel von Friedrich Christian Laukhard (1757–1822) und Philipp Heinrich Patrick (1747–1819) können schliesslich ein dritter und vierter Fall von grenzübertretenden Studenten der Theologie vorgestellt werden.⁵² Während Laukhard zunächst ganz normal sein Studium beginnt und später noch verschiedene Studienortswechsel und Reisen unternimmt, startet Patrick in den gleichen Jahren (1774 und 1775) nach seinem theologischen Magisterexamen in Strassburg eine regelrechte Studienreise zunächst nach Halle, dann nach Leipzig, Wittenberg, Erlangen, Nürnberg, Altdorf, Tübingen und Stuttgart.⁵³ Patrick hat darüber ein ausführliches Reisetagebuch verfasst, während Laukhard seine Studienzeit innerhalb seiner mehrbändigen Autobiographie abhandelt.⁵⁴

52 Christoph Weiß, *Friedrich Christian Laukhard (1757–1822)*, 3 Bde., St. Ingbert 1992; Sieglinde Fischer, *Friedrich Christian Laukhard als Autobiograph. Zeitbewußtsein, Gesellschaftskritik und Revolutionsauffassung in der Selbstdarstellung*, Diss. Universität Jena, Jena 1983; Gerhard R. Kaiser, «Friedrich Christian Laukhard. Porträt eines Verlierers», in: Joep Leerssen (Hg.), *Europa provincia mundi. Essays in comparative literature and european studies offered to Hugo Dyserinck on the occasion of his sixty-fifth birthday*, Amsterdam 1992, S. 423–447; Klaus-Detlef Müller, *Autobiographie und Roman. Studien zur literarischen Autobiographie der Goethezeit*, Tübingen 1976, S. 183–200.

53 Seine theologische Magisterpromotion erfolgte offenbar bereits mit [Praeses] Johannes Michael Lorenzius, [Resp.] Philippus Henricus Patrick, *Annales Paulini, sive S. Pauli Apostoli fata vitae, temporum ordine digesta*, Argentorati [Strassburg] 1769, S. 65–88.

54 Das Original des in mehreren Heften vorliegenden Tagebuchs von Patrick befand sich um 1900 in der Universitätsbibliothek Strassburg, vgl. Karl August Barack, *Elsass-lothringische Handschriften und Handzeichnungen* (Katalog der Kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek in Strassburg), Strassburg 1895, S. 162, Nr. 135. In den Jahren 1906 und 1908 wurde es von Theodor Renaud veröffentlicht,

Schon der Weg zum Studienort Giessen, wo Laukhard 1774/75 sein Theologiestudium beginnen sollte, ist von kulturellen Grenzüberschreitungen geprägt. Begleitet von seinem Vater, der verhindern wollte, dass sein Sohn bereits auf dem rund 125 Kilometer langen Weg vom heimischen Wendelsheim in der Unterpfalz nach Giessen Dummheiten beginge, nutzte Laukhard während der Station in Frankfurt die abendliche Abwesenheit des Vaters für einen Besuch im Bordell von Mme. Agricola.⁵⁵ Ein gleichsam initiatorischer Übergang des 17-jährigen vom Jungen zum Mann beziehungsweise Studenten deutete sich hier also bereits vor dem Studienbeginn an.

In Giessen angekommen, passte auch Laukhard sich sofort der aktuellen Mode an: «In Gießen ließ ich mich immatrikulieren, und meinen Hut nach der neuesten Mode zustutzen. Sodann suchte ich mir auf dem Lektions-Katalog einige Collegien aus, pränumerirte sie, kaufte die Kompendien, stattete meinen Besuch auf den Dörfern ab, und verschaffte mir einen neuen blauen Flausch mit rothen Kragen und Auffschlägen.»⁵⁶ Laukhards 1792 im Druck erschienene *«Leben und Schicksale»* liefern eine detailreiche Beschreibung Giessens, seiner Professoren und der studentischen Sitten, wie sie in vielen Reiseberichten und Briefen über Universitätsstädte bereits vorgeformt war. Aus einem starken aufklärerischen Anliegen heraus verfasst, erteilt Laukhard aufschlussreiche allgemeine Hinweise für Eltern zur Wahl des Studienortes ihrer Söhne. Denn viele folgten der irrgen Annahme, man «könne auf jeder Universität das Seine lernen» und daher nur den «wohlfeilsten Ort» aussuchen, vielmehr gelte es eine Universität zu wählen, «auf welcher die größte Anzahl der berühmtesten Männer das Fach lehren, für dessen Erlernung ihr Sohn entschieden ist [...] und wo bei angemessenen Besoldungen, Bibliotheken und Curatoren die ausgedehnteste Schreib-, Lehr- und Pressfreiheit herrscht». Denn

vgl. Theodor Renaud, «Das Tagebuch des cand. theol. Magisters Philipp Heinrich Patrick aus Straßburg über seinen Aufenthalt an deutschen Universitäten 1774 und 1775», in: *Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsass-Lothringens* 22, 1906, S. 107–203 und 24, 1908, S. 146–224. Die Edition Renauds ist insgesamt höchst unvollständig, da er viel ihm unwichtig erscheinendes einfach ausliess. Renaud veröffentlichte nur wenige Jahre später auch Briefe Patricks, vgl. ders., «Zwölf Briefe von 1753–1787 aus dem Nachlasse des Pfarrers Philipp Heinrich Patrick in Romansweiler», in: *Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsass-Lothringens* 25, 1909, S. 81–94. Aufgrund der Unvollständigkeit veröffentlichte später Theodor Kolde noch einige Passagen des Tagebuchs, die sich speziell mit den Einzelheiten des Gottesdienstes befassen, vgl. Theodor Kolde, «Zur Geschichte des gottesdienstlichen Lebens in Franken», in: *Beiträge zur bayerischen Kirchengeschichte* 14, 1908, S. 36–42.

55 Dass die angehenden Studenten von ihren Vätern zum Hochschulort gebracht wurden, war nichts Ungewöhnliches, vgl. auch den Studienbeginn des brandenburgischen Superintendenten Wilhelm Gabriel Wegener in Frankfurt an der Oder 1785 bei Peter Hermann, «Leben und Werk des brandenburgischen Superintendenten Wilhelm Gabriel Wegener (1767–1837) im Spiegel seiner Autobiographie», in: Erich Donnert (Hg.), *Europa in der Frühen Neuzeit. Festschrift für Günter Mühlpfordt, Bd. 7: Unbekannte Quellen, Aufsätze, Personenregister der Bände 1–7*, Köln/Weimar/Wien 2008, S. 399–534, hier S. 446.

56 Laukhard, *Leben* (wie Anm. 28), S. 66f.

«an einem Orte, wie Gießen, Heidelberg, Rinteln, Mainz, Strasburg und auf dergleichen mehr Universitäten, wo Subjekte lehren, die kaum auf einer Trivialschule lehren sollten, oder wo ein Landesherr oder ein Curator ohne Kopf den Vorsitz führt, und alles so engbrüstig schematisirt, dass man den Verstand darüber verlieren könnte – wird es vollends gar nichts.»⁵⁷ Erfolgte auch in früheren Jahrhunderten die Wahl des Studienortes keineswegs arbiträr, sondern etwa entlang der jeweiligen Zentren der konfessionellen Orthodoxie oder dem Ansehen bestimmter Fakultäten etwa in Jura oder Medizin, so präsentiert sich hier eine genuin aufgeklärte Sichtweise, die sich an der wissenschaftlichen Qualität der Lehrenden, der materiellen Ausstattung der Hochschule und einem freiheitlichen Klima orientiert.

Die Giessener Studentenkultur war laut Beschreibung der Zeitgenossen stark an der Jenaischen ausgerichtet und vom burschikosen Lebensstil geprägt, Alkohol und Schlägereien bestimmten hier den Alltag, nicht das geehrte Studium. Laukhard wurde schon bald von «Landsleuten» in die derbe Burschenkultur eingeführt und durch übermässiges Trinken, Bruderschaft schliessen und schliesslich auch Duellieren sowohl in die Gemeinschaft der «honorigen Burschen» wie in einen geheimen Studentenorden aufgenommen.⁵⁸ Im Gedenken an seine heimische Liebe Therese, die er alsbald in Mannheim wieder traf, beteuert Laukhard später, die «Burschenphrenesie» habe sich all seiner Sinne bemächtigt.⁵⁹ Doch nach einem Abschied von der Theologie beschliesst Laukhard, nur noch «Schöne Wissenschaften, Mathematik und Geschichte zu treiben» und studiert von da an mit grossem Fleiss. Als sein Vater vom Besuch Theresens erfuhr, drohte er seinem Sohn, ihn nach Kopenhagen auf die Universität zu schicken, was Laukhard mit den Worten kommentiert: «Diese Drohung schlug mich gewaltig nieder: denn ich fürchtete nichts so sehr, als nach Dänemark geschickt zu werden.»⁶⁰ Es gelingt Laukhard, den Vater mit einem gelehrten lateinisch-griechischen Brief zu beschwichtigen; in der Folge besuchte er in Wetzlar allerdings Prostituierte und infizierte sich wie viele seiner Kommilitonen mit einer Geschlechtskrankheit, schlug sich, landete viermal im Karzer und reizte damit das volle Spektrum studentischer Devianz aus.

Auch war Laukhard erstaunlich mobil: Er erkundete die studentische Kultur im nahe gelegenen Marburg oder Mainz ebenso wie im legendären, aber weit entfernten Jena. Seine Reise dorthin im Herbst 1776 war durch genaue Beobachtung von Land und Leuten geprägt, war es doch sein erklärtes Ziel, «die niedere Klasse der Einwohner dieser Länder kennen zu lernen». Seinen Weg nahm er daher «mit Fleiß» über «Grünberg, Alsfeld, Hersfeld, Eisenach, Gotha, Erfurt und Weimar», um sich

57 Ebd., S. 93.

58 Ebd., S. 104f.

59 Ebd., S. 111.

60 Ebd., S. 127.

einige Städte anzusehen, die ihm bereits «aus Beschreibungen bekannt» waren. Im «Hessenkasselschen» herrschte bittere Armut, im «Gothaischen und Weimarschen» wurde es deutlich besser, noch besser schliesslich im «Erfurthischen». Und so sieht sich Laukhard zu der kritischen Bemerkung veranlasst, dass es gut wäre, wenn «ein Fürst zu Fuß und unbekannt eine Reise durch seine Länder vornähme», denn dann würde manches geändert werden, aber so «sitzen die guten Herren in Schlössern und in Zirkeln, wo Noth und Armut fremde Namen sind».⁶¹ Die Erfahrung des Raumes war somit ganz wesentlich von der Erfahrung sozialer Ungleichheiten geprägt.

In Jena fand Laukhard rasch Anschluss bei Pfälzer Landsleuten aus der burschenmässigen devianten Fraktion der Studierenden. Nach dem Examen in Giessen war es wiederum sein Vater, der Laukhard noch für ein Jahr auf die Universität Göttingen schickte, um dort seine Sitten zu verbessern.⁶²

Nach dem Studium versuchte sein Vater dann, ihn auf eine Pfarrersstelle in der Kurpfalz zu bringen, was allerdings scheiterte. Auch in der Pfalz sollte Laukhard sein Glück versuchen und bezog daher die Universität Heidelberg zur Kandidaten-Examinierung. Da er aber gänzlich von der hergebrachten religiösen Lehre abgekommen und dem aufgeklärten Deismus zugetan war, sollte es ihm nicht gelingen, als Kandidat auf eine Pfarrerstelle zu kommen. Auch im Darmstädtischen scheiterten nach kurzer Zeit alle derartigen Versuche, da ihm hier seine Giessener Eskapaden zum Nachteil gereichten.⁶³ Die kulturellen Grenzüberschreitungen seiner Studienzeit hatten insofern – anders als bei den letztlich erfolgreichen Pfarrern Müller und Schellenberg – für Laukhard nachhaltige Konsequenzen. 1782 ging Laukhard aufgrund der Vermittlung durch Prof. Johann Salomo Semler, eines alten Studienfreundes seines Vaters, nach Halle und promovierte ein Jahr darauf dort zum Magister und zum Doktor.⁶⁴ Hoch verschuldet trat er jedoch im gleichen Jahr in die Dienste der preußischen Armee ein, was ihn in der Folge zu weiteren Wanderungen und Grenzüberschreitungen führte.

Im gleichen Jahr, in dem Laukhard sein Studium begann, machte sich der rund zehn Jahre ältere Strassburger Magister Patrick im März 1774 auf, um die Stätten der

61 Ebd., S. 189.

62 Vgl. Marian Füssel, «Akademische Konstellationen um 1800. Zeitgenössische Wahrnehmungen der Universitäten Halle und Göttingen im Vergleich», in: Joachim Bauer, Olaf Breidbach, Hans-Werner Hahn (Hg.), *Universität im Umbruch. Universität und Wissenschaft im Spannungsfeld der Gesellschaft um 1800* (Pallas Athene, Bd. 35), Stuttgart 2010, S. 95–119, hier S. 99–103.

63 Laukhard, *Leben* (wie Anm. 28), S. 337–341.

64 Zu Laukhard in Halle vgl. Hans-Joachim Kertscher, *Friedrich Christian Laukhard und die Universitätsstadt Halle* (Schriftenreihe der Friedrich Christian Laukhard Gesellschaft, Bd. 2), Wendelsheim 2007.

pietistischen Bewegung in Halle und anschliessend weitere bedeutende protestantische Hochschulen zu besuchen. Auch Patricks Aufzeichnungen sind von aussergewöhnlicher Detailliertheit und geben einen guten Einblick in die kulturelle Praxis gelehrten Reisens und die ständischen Unterschiede der jeweiligen Wahrnehmungsmuster. In nahezu jeder grösseren Station hat der Kandidat einige Komplimente oder Pakete zu überbringen. In Mannheim dem Pfarrer Johann Heinrich Piton, in Sachsenhausen geht er zu Goethe und übermittelt ein Kompliment von Prof. Elias Stöber aus Strassburg, in Halle eines vom in Leipzig weilenden Strassburger Johann Lorenz Blessig an Semler.⁶⁵ Zusätzlich erledigt er eine Reihe von Botengängen für verschiedene Buchhändler und Professoren: von Mosche in Frankfurt zu Ernesti in Leipzig, Mosche in Frankfurt zu Noesselt in Halle, Lorenz in Strassburg zu Hohental in Leipzig etc.⁶⁶ In Gotha überbringt er dem Hofrat Julius Carl Schläger einige Dinge von Prof. Stöber.⁶⁷

Patricks Reisen geben somit Einblick in die Kommunikationsstrukturen der Spätaufklärung und zeigen, wie akademische Mobilität immer auch auf netzwerkartige Strukturen angewiesen war beziehungsweise gleichzeitig zu deren Aufrechterhaltung beitrug. Akribisch zeichnete Patrick Bücherkäufe und Lektüren, Bibliotheks- und Vorlesungsbesuche oder akademische Solennitäten auf. Zudem berichtet er ebenso explizit über seine Nahrungs-, Kleidungs- und Konsumgewohnheiten, Besuche und Spaziergänge bis hin zu seiner notorischen Onanie, die ihm grosse Gewissensnöte bereitete und über die er genauestens Buch führte.⁶⁸ Letztere konfrontierte ihn mit einer permanenten moralischen Grenzüberschreitung, die insgesamt in seiner ganzen Wahrnehmung auf eine unterdrückte Sexualität verweist.⁶⁹

65 Patrick, Tagebuch (1908) (wie Anm. 54), S. 149 (Piton), S. 155f. (Goethe), S. 168 (Semler).

66 Ebd., S. 150f. (Buchhändler), S. 155 (Professoren), S. 164 (Ernesti), S. 167 (Noesselt).

67 Ebd., S. 153. Elias Stöber (1719–1778), seit 1768 ausserordentlicher Professor für Theologie in Strassburg; Johann Lorenz Blessig (1747–1816), seit 1786 Professor der Theologie in Strassburg; Johann Salomo Semler (1725–1791) Professor für Theologie in Halle; Gabriel Christoph Benjamin Mosche (1723–1791), 1773 zum Senior des geistlichen Ministeriums in Frankfurt am Main berufen; Johann August Ernesti (1707–1781), seit 1759 Professor für Theologie in Leipzig; Johann August Nösselt (1734–1807), seit 1764 Professor für Theologie in Halle; Siegmund Friedrich Lorenz (1727–1783), seit 1769 Professor der Theologie in Strassburg; Graf Peter von Hohental (1726–1794), Vizepräsident des Dresdner Oberkonsistoriums; Julius Carl Schläger (1706–1786), Hofrat und Hofbibliothekar in Gotha.

68 In Nürnberg erwarb er auch Samuel A. D. Tissot, *Der Onanie- und Nymphomaniedoctor der Manns- personen und Frauenzimmer*, Lausanne 1774. Patrick ist somit ein prägnantes Beispiel für die praktischen Rückkoppelungen des Onaniediskurses der 1770er Jahre; Patrick, Tagebuch (1906) (wie Anm. 54), S. 175; vgl. zum Kontext auch Gudrun Piller, «Der jugendliche Männerkörper. Das Jugendtagebuch Johann Rudolf Hubers 1783/84 als Medium der Selbstkontrolle», in: Kaspar von Greyerz, Hans Medick, Patrice Veit (Hg.), *Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500–1850)*, Köln/Weimar/Wien 2001, S. 213–230, hier S. 224–230 sowie dies., *Private Körper. Spuren des Leibes in Selbstzeugnissen des 18. Jahrhunderts* (Selbstzeugnisse der Neuzeit, Bd. 17), Köln/Weimar/Wien 2006.

69 Vgl. z.B. Patrick, Tagebuch (1908) (wie Anm. 54), S. 153, 154, 160, 165f., 175, 201, 208f.

1774 blieb er zunächst mehrfach einige Wochen in Halle und Leipzig, unterbrach jedoch seinen Aufenthalt durch weitere Reisen, bis er sich schliesslich dafür entschied, den Winter über in Leipzig zu verbringen, wo er sich am 19. Oktober auch an der Universität immatrikulierte.⁷⁰ Er hörte verschiedene Collegia, manche sogar gratis, und erfuhr allerlei Zuwendungen von Leipziger Gelehrten. Am 12. April 1775 reiste er dann zu Fuss und auf einem leeren Holzwagen von Leipzig nach Wittenberg, wo er am 13. April ankam.⁷¹ In Wittenberg wurden Bibliotheken, Kirchen und reformatorische Erinnerungsorte der Universitätsgeschichte besichtigt und bereits am 17. April reiste er zu Fuss und in der Postkutsche weiter, bis er am 24. April wieder in Leipzig ankam. Unterwegs übernachtete er bei lokalen Geistlichen und Schulmännern sowie in verschiedenen Herbergen.

Wie bereits in den vorigen Etappen, zum Teil auch in Leipzig in der Stadt, berichtet Patrick wiederholt davon, dass er «irre lief», weil er nicht nach dem Weg gefragt hatte.⁷² Wohl, um entsprechende *Irrgänge* zu verhindern, plante er im Mai seine weitere Reise wie folgt: «zeichnete mit Zuziehung verschiedener Bücher und Poste-Charte meine zu nehmende marcheroute über Nürnberg und Tübingen auf der Charte von Teutschland».⁷³ Als weitere Reisevorbereitung packte er seine Kleidung und einen Koffer und schickte diese mit einem Kaufmann nach Strassburg, kleinere Habseligkeiten verkaufte oder verschenkte er und schrieb rund 20 Briefe in die Heimatstadt, um seine Rückkehr anzukündigen. Zahlreiche Abschiedsbesuche eingeschlossen, dauerte die ganze Verabschiedung rund eine Woche bis es mit der Postkutsche Richtung Nürnberg geht. Bei seinen Besuchen erhielt er nicht nur einige Geschenke, sondern auch Briefe, Pakete und Empfehlungen für seine nächsten Reisestationen. In seinem Bericht zu Erlangen geht er neben den zahlreichen öffentlichen Sehenswürdigkeiten auch auf die Studenten ein: «Die Zahl der Studiosorum ist etwa 300, welche aber viel Lermen zu Zeiten machen sollen und meistens ganz wild und frech aussehen. Doch ist die Selbstbefleckung wenig eingerissen, da sie leider in Halle sehr gemein ist. [...] Es soll auch viele Studentenhuren geben allhier.»⁷⁴

Deutlicher könnte der Unterschied zu Laukhard in der Bewertung des studentischen Lebensstils kaum ausfallen. Patrick steht als graduierter Magister der Theologie und Anhänger des Pietismus jenseits des burschikosen Lebensstils, während Laukhard diesem offensichtlich zeitweise voll ergeben war, auch wenn er

70 Ebd., S. 206; Georg Erler (Hg.), *Die jüngere Matrikel der Universität Leipzig 1559–1809. Als Personen- und Ortsregister bearb. u. durch Nachträge aus den Promotionslisten ergänzt. Bd. 3: Die Immatrikulationen vom Wintersemester 1709 bis zum Sommersemester 1809*, Leipzig 1909, S. 296.

71 Patrick, «Tagebuch» (1906) (wie Ann. 54), S. 147f.

72 Zum «Irrenlaufen» in Leipzig, vgl. Patrick, «Tagebuch» (1908) (wie Ann. 54), S. 172, in Halle ebd. S. 196.

73 Patrick, «Tagebuch» (1906) (wie Ann. 54), S. 158.

74 Ebd., S. 165.

erst aus grosser zeitlicher Distanz davon berichtet. In Altdorf konzentrierte Patrick sich dann neben den üblichen Visiten stärker auf den Besuch einiger Vorlesungen.⁷⁵ In Nürnberg schildert der junge Theologe zum ersten Mal eine negative Erfahrung mit einem territorialen Grenzübergang: «Am Thor wurde ich zum ersten Male aufgehalten wie ein Handwerkspursch; musste meinen Paß weisen, bekam einen Thorzettul, der Thorschreiber hieß Geier.»⁷⁶ Offensichtlich hielt Patrick es seinem sozialen Rang nicht für angemessen in dieser Weise kontrolliert zu werden.⁷⁷

Der Reisebericht des jungen Theologen entspricht ganz den Konventionen der Zeit. Ort reiht sich an Ort, jeweils hervorgehoben werden die konfessionelle Situation, besondere Gebäude und Sehenswürdigkeiten sowie lokale Honoratioren. Die Zwischenräume bleiben meist ausgeblendet, doch zeigen sich auch Anflüge von Naturbeschreibungen, «hohe Berge», «dicke Wälder» oder «schön stehende Felder» werden wiederholt registriert.⁷⁸ Die Netzwerkstrukturen, die Patrick seine Mobilität in dieser Form erlauben beziehungsweise zumindest vereinfachen, setzten sich aus Elsässer Landsleuten, protestantischen Geistlichen sowie im weiteren Sinne Gelehrten, vom Professor bis zum Schulmeister, zusammen. Jedweder Bezug auf die Heimat Strassburg wird registriert, Gefährten und Personen, die sich dorthin auf den Weg machen, Männer die dort studiert haben, Verwandte in Strassburg haben oder dort geboren wurden, Gelehrte und Geistliche, die Bekannte oder Briefpartner haben etc. Oder es werden Analogien zu Strassburger und Elsässer Verhältnissen vermerkt.

Patricks Reise fügt dem Thema *akademische Mobilität* eine weitere Facette hinzu. Er bewegt sich schon deutlich näher am Typus einer klassischen Gelehrtenreise, ist in Leipzig aber immatrikulierter Student; angesichts nicht existenter Exmatrikulationseinträge meist ein schwierig zu greifender Studententyp. Der Strassburger eignete sich gewiss mehr Wissen und in grösserer Geschwindigkeit an als seine drei anderen hier beschriebenen Kommilitonen Müller, Schellenberg und Laukhard. Doch auch für Patrick war die Reise eine nützliche Sozialisationserfahrung, allerdings weniger in der kontrollierten Regelüberschreitung des jungen Studenten, als vielmehr durch die Integration in gelehrte Netzwerke und Patronagebeziehungen sowie die dazugehörigen Kommunikations- und Umgangsformen.⁷⁹ Mehrfach erhält er unterwegs Stellenangebote oder Hinweise auf vakante

75 Ebd., S. 167ff.

76 Ebd., S. 171.

77 Dass Patrick durchaus als Mann von Stand wahrgenommen wurde, zeigt ein Eintrag im Nürnberger Wochenblättel: «die Höflichkeit der Nürnberger geht etwa zu weit: Fremde von einiger Distinction kommen gedruckt ins Wochenblättel, wo ich heute auch stunde» ebd., S. 176.

78 Vgl. z.B. S. 177.

79 Vgl. zu den Patronagestrukturen Anthony J. La Vopa, *Grace, talent and merit. Poor students, clerical careers and professional ideology in eigtheenth-century Germany*, Cambridge etc. 1988.

Positionen, zum Beispiel als Hofmeister oder Missionar. Insofern konnte räumliche Mobilität – hier speziell innerhalb der protestantischen Theologenwelt – auch mit sozialer Mobilität verknüpft sein.

Fazit

Um eine minimale Vergleichbarkeit und Repräsentativität zu gewährleisten, wurden aus einem Zeitraum von vierzig Jahren vier protestantische Theologiestudenten ausgewählt. Bei Studenten der Jurisprudenz und Medizin oder adeligen Studenten würden sich zweifellos im Einzelnen andere Beobachtungen ergeben. Gleichwohl lassen die vier geschilderten Fälle einige allgemeine Muster akademischer Mobilität und der Erfahrung von Grenzen im Jahrhundert der Aufklärung erkennen. Die studentische Wahrnehmung von territorialen Räumen war im Reich offenbar weniger von politischen Grenzen geprägt als von landsmannschaftlichen, konfessionellen und kulturräumlichen Unterschieden.⁸⁰ Nicht anders als in den Reiseberichten anderer Zeitgenossen stellte sich die Erfahrung des Raumes dabei weniger als bewusster Übergang von einem Territorium in ein anderes dar denn vielmehr als ein Nacheinander von Orten.⁸¹

Die Wahl der Universität, die meist durch die Eltern und die örtlichen Scholaren bestimmt wurde, orientierte sich deutlich am überregionalen, fachlichen wie lebensstilbezogenen Renommee bestimmter Studienorte und war, zum Teil je nach Studienphase, meist auf den Besuch mehr als einer Hochschule angelegt. Von einer alleinigen Beschränkung auf die jeweilige Landesuniversität kann hier demnach keine Rede sein. Vergleicht man die verfolgten Studienwege mit den Ergebnissen quantitativer Untersuchungen über das regionale Besucherprofil, zeigt sich, dass wir es eher mit Ausnahmedistanzen zu tun hatten, wenngleich Universitäten wie Halle, Leipzig und Jena auch über einen extrem weiten Einzugsbereich verfügt haben dürften. Wie beispielsweise eine quantifizierende Studie zu Helmstedt gezeigt hat, lag der Anreiseweg dort bei mehr als der Hälfte bei bis zu 100 Kilometern, bei 44% jedoch zum Teil weit darüber.⁸² In Tagen ausgedrückt mussten beispielsweise rund 23% der angehenden Akademiker eine Reise von mehr als fünf Tagen bis zum Studienort zurücklegen.⁸³

80 Axel Gotthard, *In der Ferne. Die Wahrnehmung des Raums in der Vormoderne*, Frankfurt am Main / New York 2007, S. 55–59 und S. 101–110.

81 Vgl. ebd., S. 102, S. 111–143.

82 Vgl. Uwe Alschner, *Universitätsbesuch in Helmstedt 1576–1810. Modell einer Matrikelanalyse am Beispiel einer norddeutschen Universität*, Braunschweig 1998, S. 123–130.

83 Ebd., S. 129.

Für die Abkoppelung vom Elternhaus und das Überschreiten von Grenzen in Fragen des bürgerlichen Habitus hin zur akademischen Freiheit der Studentenkultur war ohnehin ein hundert Kilometer entfernter Studienort bereits Distanz genug. Gerade für die Studenten der Theologie bot der studentische Lebensstil der Burschen, wie er – häufig am Jenaer Modell orientiert – überregional in unterschiedlicher Intensität verbreitet war, jedoch eine enorme Herausforderung, wenn nicht gar Gefährdung. Denn die programmierten Grenzüberschreitungen im Schutz der akademischen Freiheit behinderten nicht nur ein erfolgreiches Studium, sondern konnten, wie im Falle Laukhards, auch für die spätere Karriere noch nachhaltige Folgen zeitigen. Drei der vier Studenten wurden später tatsächlich Pfarrer, nur einer von ihnen hatte die Universität jedoch mit einem Abschluss verlassen. Insofern bestätigt sich hier der Befund, dass die meisten Studenten gar nicht notwendig mit dem Ziel der Graduierung an die Universität kamen und diese für ihr berufliches Fortkommen auch nicht zwingend erforderlich war. Im Falle Laukhards brachte die Graduierung nichts, da die anderen erforderlichen Parameter von Biographie und Vernetzung nicht stimmten. In allen vier Fällen wurde die Mobilität zu einer wichtigen Sozialisationsinstanz, nur im Falle Patricks jedoch zu einer wirklich gelehrt Wissensaneignung.

Die Eingliederung in die studentische Kultur vollzog sich meist über landsmannschaftliche Verbindungen, die einen grenzübergreifenden Zusammenhalt beförder-ten und neue soziale Grenzen gegenüber anderen studentischen Gruppen errichteten. Wie deutlich in den lokalen Anwesenheitsgesellschaften sichtbare soziale Grenzen gezogen waren, machen vor allem die Kleidung und der jeweilige Interaktionsstil deutlich, die eine rasche Anpassung erforderten, wollte man nicht als *Fremder* auffallen. Auch war die Erfahrung konfessionskultureller Grenzen im kleinräumigen Territorienverband des Alten Reiches nicht auf das Zurücklegen grosser Entfernung angewiesen. So konnte etwa zwischen dem protestantischen Jena und dem katholischen Erfurt mitunter eine deutlichere kulturelle Grenze liegen als zwischen weit entfernten Territorien der gleichen Konfession. Insgesamt haben wir es bei frühneuzeitlicher studentischer Mobilität also mit räumlichen ebenso wie mit sozialen, rechtlichen wie kulturellen Grenzüberschreitungen zu tun.

